

A close-up photograph of a person's eye, with a single tear falling from the lower eyelid. The image is set against a solid magenta background. The eye is partially visible at the top right, with long, dark eyelashes. The tear is a clear, glistening drop just above the lower eyelid.

Sabine Sauter

# Das tränenende Auge

Eine unvorstellbare Lebensgeschichte  
die Hoffnung macht

EDITION  PJI

# Impressum

Wenn nichts anderes angegeben ist, wurden die Bibelstellen aus der Luther-Übersetzung 1912/1998 zitiert; einige wurden der Übertragung „Die Gute Nachricht“ von 1997 entnommen und mit GNB kenntlich gemacht. Das Vaterunser auf den Seiten 366 bis 369 wurde nach der ökumenischen Fassung zitiert. Die Hervorhebungen in den Bibelversen stammen von der Autorin.

Alle Namen der Personen in diesem Buch sind verändert. Die Ereignisse habe ich so beschrieben, wie ich sie erlebt, verstanden und in Erinnerung habe.  
Sabine Sauter

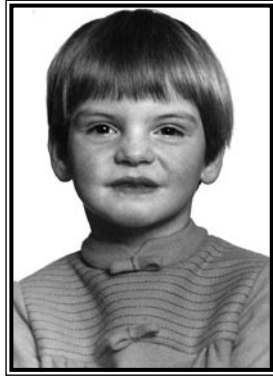
Copyright © 2017 by Sabine Sauter  
Alle Rechte vorbehalten

Eine Publikation der  
Agentur PJI UG  
[haftungsbeschränkt]  
Grabenweg 20, D-73099 Adelberg  
info@agentur-pji.com • <http://shop.agentur-pji.com>

Bearbeitung: Gabriele Pässler, Lektorat • [www.g-paessler.de](http://www.g-paessler.de)  
Layout: Peter Ischka  
Titelfoto: Bildmontage Agentur PJI UG  
Kapitelfotos: von der Autorin bereitgestellt

Printed in European Union  
ISBN: 978-3-944764-05-4

# Vorwort



## *Das tränende Auge*

**A**ngefangen hat es mit meinem oft wiederholten, aber nicht wirklich ernst gemeinten Ausspruch: „Ich könnte ein Buch schreiben!“ Eines Nachts hatte ich einen Traum mit den Worten „Das tränende Auge“. Sollte das der Titel sein?

Auf meinem Kindergartenbild war die Welt für mich noch ziemlich in Ordnung, jedenfalls ahnte ich nicht, dass ich das Leben bald allein bewältigen musste! Für die Tränen, die dann kamen, gab es bei uns einfach keinen Raum - aber sie brannten in der Seele.

Mit Gottes Hilfe konnten die Tränen nach und nach heraus und er hat „das tränende Auge“ getrocknet.

Ein weiteres Jahr verging, bis ich zu schreiben begann: nachts, auf einem Schemel am niedrigen Wohnzimmertisch, die Schreibmaschine meines Vaters auf den Knien. Mein Mann zog mich auf, meine Kinder waren begeistert. Nach einem Jahr hatte ich meine Kindheitserlebnisse fertig und fand auch gleich einen Verleger.

Alles schien perfekt zu laufen: Ein Anwalt prüfte den Vertrag, mein Mann begleitete mich zum Vertragsabschluss, meine Stiefmutter lieh mir das Geld

für die Lektoratsarbeiten, und im Januar sollte das Buch veröffentlicht werden. Doch dann kam zwei Tage vor Weihnachten die Nachricht, dass der Verlag bankrottgegangen war. Nicht zuletzt wegen Unterschlagung. Aus der Traum! Das Geld war weg, bearbeitet war gar nichts und die Veröffentlichung in weite Ferne gerückt. Ich steckte den Kopf in den Sand.

Jahre später erst wurde mir klar, dass das Buch noch gar nicht fertig war. Es sollte nicht einfach nur meine Geschichte sein, sondern auch eine Botschaft an die Welt. So begann ich wieder zu schreiben, dieses Mal am Computer. Einfach war das nicht, ich wollte mehrmals aufgeben.

Beim Umzug gingen die Disketten unter, und so schrieb ich meine Geschichte zum dritten Mal! Mein jetziger Mann glaubte an meine Vision, dass ich sie von Gott bekommen hatte, und bestärkte mich immer wieder von Neuem. Ohne ihn, ohne seine Unterstützung während der Lektoratsarbeiten – auch im Gebet – hätte ich das alles nicht gemeistert.

Viele der Personen, über die ich in diesem Buch geschrieben habe, leben noch. Deshalb habe ich alle Namen geändert.

Lieber Karl, dir gehört mein größter Respekt und mein aufrichtiger Dank für die Zeit, deine kostbare Freizeit, die du in dieses Projekt investiert hast. Danke für alle Korrekturen, für deine Geduld und die Liebe zum Detail.

Ich wünschte mir aber, noch eine weitere Person ins Boot zu holen. Auch dieses Gebet erhörte Gott: Es dauerte nicht lange, da kam meine langjährige Freundin Theresia und fragte ganz vorsichtig, ob sie vielleicht mein Manuskript lesen dürfte. Zögernd nur gab ich ihr die ersten fünf Kapitel. Theresia musste die Nacht zum Tage gemacht haben, so schnell war sie durch! So gab ich ihr auch den Rest des Buchs. Aber nicht, weil sie so schnell gewesen war. Ausschlaggebend war vielmehr ihre Bemerkung, sie habe mit Bleistift einige wenige Korrekturen vorgenommen, wolle aber nicht meinen Schreibstil verändern. So begannen wir zu zweit, den Text zu überarbeiten. Liebe Theresia, für diese gemeinsame Zeit und für deine Lektoratsarbeit danke ich dir von Herzen!

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort .....	5
---------------	---

## **Teil I: Ein Kinderschicksal**

Kapitel 1	Eine schwere Entscheidung .....	10
Kapitel 2	Der Anfang der Tränen .....	21
Kapitel 3	In der Großstadt .....	32
Kapitel 4	Muttersuche .....	40
Kapitel 5	Die neue Mutter .....	47
Kapitel 6	Ein Unglück kommt selten allein .....	82
Kapitel 7	Dankbar sein? .....	98

## **Teil II: Chaos durch jede Menge Fehlentscheidungen**

Kapitel 8	Männergeschichten .....	116
Kapitel 9	Die Frucht des Verschweigens .....	126
Kapitel 10	Der schönste Tag im Leben .....	134
Kapitel 11	Unvergesslich .....	141
Kapitel 12	Trautes Heim, Glück allein? .....	144
Kapitel 13	Guter Hoffnung .....	157
Kapitel 14	Hurra, ein Sohn! .....	165
Kapitel 15	Held der Flasche .....	174
Kapitel 16	Ein schwerer Verlust .....	190
Kapitel 17	Neue Strategie .....	205
Kapitel 18	Aus der Traum! .....	212

Kapitel 19	Geld macht auch nicht glücklich .....	222
Kapitel 20	Wozu lebe ich eigentlich? .....	234

### **Teil III: Meine zweite Chance – Ein neuer Mensch**

Kapitel 21	Warum eigentlich nicht? .....	242
Kapitel 22	Sektkollegen und ganz besondere Kunden .....	255
Kapitel 23	Gewissensbisse .....	266
Kapitel 24	Einfach Luft .....	271
Kapitel 25	Ein Ende mit Schrecken .....	276
Kapitel 26	Jetzt ist Schluss! .....	289
Kapitel 27	Neue Erkenntnisse .....	294
Kapitel 28	Eine Anlaufstelle entsteht .....	309
Kapitel 29	Ein Fehlschlag? .....	323
Kapitel 30	Jetzt wird aufgeräumt! .....	338
Kapitel 31	Meine Taufe.....	349
Kapitel 32	Fröhliche Weihnachten! .....	362
Kapitel 33	Bestens versorgt .....	368
Kapitel 34	Veränderungen im Nachbarhaus .....	386
Kapitel 35	Rehe, Kurschatten und mein Dachfenster .....	391
Kapitel 36	Ein heißer Dezember .....	404
Kapitel 37	O Herr, bitte nicht der! .....	412
Kapitel 38	(Stief-)Muttertag .....	429
Kapitel 39	Rote Fäden .....	438
Kapitel 40	Vergebung .....	442
Nachwort:	Vierzig Jahre in der Wüste .....	445

## Kapitel 2

### *Der Anfang der Tränen*



**D**ie Tage und Wochen vergingen und wir hatten uns inzwischen gut eingelebt. Doch sollte unsere unbeschwerte Zeit nicht von Dauer sein.

Wieder einmal war Mutti krank. Was für eine Krankheit sie hatte, das wurde uns nicht gesagt, aber es fühlte sich immer bedrohlicher an. Irgendwie konnte ich das spüren. Immer öfter lag sie mit Schmerzen auf dem Bett.

*Was sind das für Schmerzen?* Diese Frage stellte ich mir damals oft.

Dann stand ein großes Ereignis bevor: Die Großeltern kamen zu Besuch! Mit großer Freude empfingen wir sie, die Begrüßung war stürmisch. *Haben sie auch dieses Mal wieder etwas mitgebracht?* Ja, wie jedes Mal: für jeden zwei Tafeln Schokolade. Damals war Schokolade eine Seltenheit, und meine Tafeln waren jedes Mal schnell aufgegessen. Einer meiner Brüder dagegen hatte immer recht lange daran. Das konnte ich nicht verstehen. Ich liebte Schokolade.

Doch dieses Mal kamen die Großeltern nicht einfach so zu Besuch, sondern um Familienrat zu halten. Auch Tante Martha, Muttis Schwester, war gekommen. Warum, das sagte uns keiner.

Sie waren alle so ernst. Sonst standen immer wir Kinder im Mittelpunkt, aber dieses Mal war es ganz anders. In ihren Gesichtern stand eine eigenartige

Angst. *Was haben sie alle bloß? Was ist nur los?* Meine Neugierde ließ mir keine Ruhe. Ich musste wissen, was sie da Geheimnisvolles zu bereden hatten, das wir nicht erfahren sollten! Wann immer es irgendwie ging, spionierte ich, um etwas zu erfahren.

Ich lauschte auch, als Mutti sich im Hof mit Tante Martha unterhielt. Meine Ohren wurden immer länger, um irgendetwas zu erfahren. Da! „Ich habe das Gefühl, dass ich nicht wieder heimkomme.“ Das war Muttis Stimme. *Was meint sie damit nur?* Mit diesen Worten konnte ich nichts anfangen.



Dann kam der Tag, an dem Mutti ins Krankenhaus musste. Von jedem ihrer Kinder verabschiedete sie sich mit einer liebevollen Umarmung.

Einige Tage später läutete am frühen Morgen das Telefon! Wir rasten hin, jeder wollte der Erste sein, der mit Mutti sprechen durfte. Aber nein, es war das Krankenhaus und sie verlangten den Vater. Gespannt und aufgeregt standen wir um das Telefon herum. Wir wussten nur, dass Mutti jetzt operiert sein musste. Alle waren gespannt zu erfahren, wie es ihr ging. Wir konnten es kaum erwarten, wollten endlich unsere Mutti wiederhaben.

Aber Vaters Gesicht wurde kreidebleich. Wir spürten: Das musste etwas Schlimmes sein! „Was ist? Sag schon, was ist los?“ Wir bestürmten unseren Vater mit Fragen.

*Wie sage ich es den Kindern? Wie werden sie es aufnehmen?* Vater holte tief Luft und setzte zum Sprechen an. Wie versteinert saß er in seinem Sessel, die Angst war ihm ins Gesicht geschrieben. Dann sagte er mit zitternder Stimme: „Ihr habt ab heute keine Mutter mehr.“

Zuerst war alles ganz still. Keiner begriff, was das eigentlich heißen sollte. Wir konnten es nicht begreifen. *Warum?* Und dann heulte jeder los, einer lauter als der andere. Angst, große Tränen, Hysterie. Es war ein Schock für uns. Es war der schlimmste und traurigste Anruf meines Lebens.

*Was wird nun aus uns?*

Als sie sich vor ein paar Tagen von uns verabschiedet hatte, wussten wir noch nicht, dass das die letzte Umarmung von unserer lieben Mutti gewesen sein sollte. Wegen einer Gallenoperation war sie eingeliefert worden. Die Opera-



tion war auch gelungen, aber dann versagten die Nieren. Wie es im Sprichwort heißt: „Operation gelungen, Patient tot.“



Wie fühlt sich ein Kind, wenn es plötzlich keine Mutter mehr hat?  
Entwurzelt, alleingelassen, total leer und kraftlos.

Das Vertraute ist für immer weg. Das Heimweh nach der geliebten Mutter nimmt überhand.

Bei einem normalen Heimweh geht der Schmerz wieder, aber bei einem solchem Verlust bleibt er für immer. Der Schmerz steckt tief und kommt immer wieder hoch. Er geht einfach nicht weg.

Tagsüber ist man abgelenkt. Aber die stillen Tränen bei Nacht, die bleiben.



Der Friedhof lag außerhalb des Ortes, er war von einer hohen Hecke umgeben, am Eingang war ein großes, kunstvoll geschmiedetes Tor.

Unsere Garage wurde ausgeräumt und mit Birken geschmückt. Von der Decke, direkt über dem offenen Sarg, hing das Messingkreuz aus dem Esszimmer. Still beobachtete ich alles aus dem Hintergrund. Ich war gerade mal sieben Jahre alt. *Was soll jetzt nur werden?*

Jemand sagte: „Mutti kommt!“ *Wie? Was? Wo? Sie kommt zurück?* Für einen Moment dachte ich, alles wäre nur ein schlechter Traum gewesen.

Aber dem war nicht so. Damals gab es am Friedhof noch keine Leichenhalle, Mutti wurde in der Garage aufgebahrt. Da lag sie nun und sagte kein Wort. Dieses Bild steckt noch heute tief in mir. Jetzt war es endgültig! Es gab keinen Zweifel und auch keine Hoffnung mehr.

Wirklich begriffen habe ich damals noch nicht, was der Tod bedeutet. Ich wusste nur: Es fühlt sich nicht gut an! Es ist, wie wenn einem etwas weggenommen wird und man weiß: Man bekommt es nie wieder.



Die Beerdigung fand am Geburtstag unseres Vaters statt.

*Wie fühlt man sich, wenn man am eigenen Geburtstag seine geliebte Frau beerdigen muss?* Es war ein Geburtstag voller Tränen und Trauer. Schrecklich schon allein der Gedanke, dass jeder Geburtstag einen nun automatisch daran erinnert, dass die Frau nicht mehr ist und nie mehr sein wird.

Alle standen wir noch einmal um sie herum, dann wurde der Sarg geschlossen. Ich hatte große, unbeschreibliche Schmerzen in der Brust. Meine kindlichen Fragen konnte ich niemandem stellen.

*Wieso machen sie die Kiste mit ihr drin zu? Was beten sie da? Warum spricht sie nicht mehr mit uns? Warum muss sie in dieser Kiste sein? Warum ist sie tot?*

Ich will meine Mutti haben!

Ich war verzweifelt. Sie sollte mich wieder in den Arm nehmen!

Viele Verwandte und alle möglichen Leute begleiteten meine Mutter auf ihrem letzten Weg. *Wo laufen sie jetzt hin mit ihr? Wieso kommt sie in dieses Loch?*



Am Tag der Beerdigung konnte ich noch nicht weinen. Die Tränen sollten erst viel später kommen, als alles vorbei war. Als einem bewusst wurde: Sie ist nicht mehr da. Man läuft im Haus herum und sucht nach ihr, aber vergeblich. Obwohl man weiß, was geschehen ist. Ich war nur noch traurig. Meinen Schmerz fraß ich still in mich hinein.

Nacht für Nacht kauerte ich in meinem Bett und ließ meinen Tränen freien Lauf. Hier konnte ich meinem Schmerz freien Lauf lassen, hier, wo es keiner sehen konnte. Ich dachte, man dürfe nicht weinen, die anderen taten es ja auch nicht. Jedenfalls nicht, wenn ich dabei war. Über Tod und Trauer wurde nie gesprochen. *Wieso eigentlich nicht? Wieso tut jeder so, als ob sie nie da gewesen wäre?*

Das Heimweh nach meiner Mutti nahm mich immer mehr ein. Sie war gerade mal 49 Jahre alt gewesen. Viel zu jung, um schon aus dem Leben zu gehen.



Die Tage vergingen und der Alltag hatte uns wieder. Das Leben musste weitergehen. Da standen wir nun, fünf unmündige Kinder und ein Vater, der hilflos und voller Angst doch der Realität ins Auge sehen musste. Ich war innerlich richtig leer und das Leben schien an mir vorüberzugehen. Wir waren alle ernst geworden. Es gab kein unbeschwertes Lachen mehr wie zuvor.

Schon waren die ersten Anzeichen unserer Mutterlosigkeit erkennbar: Die schulischen Leistungen ließen bei allen rapide nach. Aber wir hielten zusammen und irgendwie schafften wir es, den Alltag einigermaßen zu bewältigen.

Vater besorgte das Mittagessen. Er brachte es aus der Kantine mit, in stapelbaren Behältern aus Aluminium. Die Mittagspause war kurz – kaum war er gekommen, musste er auch schon wieder weg. Zeit für Gespräche, zum Kuscheln oder für Fragen gab es nicht. Die Hauptperson war nicht mehr da, die das alles sonst übernommen hatte. Das Leben musste weitergehen. *Aber wie? Wie soll das fehlende Glied ersetzt werden?*



Unsere große Schwester traf es vielleicht am schwersten, denn Martina hatte die engste Mutterbeziehung von uns allen. Sie war siebzehn und schon fertig mit der Schule. Die entstandene Lücke konnte sie aber nicht schließen. Wie wir alle hätte auch sie selber noch die Mutter gebraucht. Alle waren wir überfordert. Wir kleineren Kinder verkrafteten den Verlust ebenso wenig wie unsere große Schwester.

Martina musste oft herhalten. Vater wollte, dass sie eine Ausbildung machte, aber sie besuchte nur irgendwelche Kurse, was sie eben gerade interessierte. Der Vorteil war, dass sie tagsüber zumindest teilweise zu Hause war – und wenn Vater es einmal nicht geschafft hatte, Essen zu bringen, versuchte sie eben, irgendetwas auf den Tisch zu stellen. Auch das Kantinenessen war nicht gerade berauschend, aber was Martina fabrizierte, war mitunter wirklich ungenießbar, und wir schütteten es heimlich ins Klo. Wir wollten sie nicht verletzen, deshalb sagten wir ihr nie, dass es nicht geschmeckt hatte. Vielleicht wäre ein Kochkurs zur Abwechslung kein Fehler gewesen! Heute ist Martina eine besonders gute Köchin, aber damals fehlte es ihr eben an Erfahrung.

Abends kam unser Vater meistens erschöpft und sichtlich fertig nach Hause. Aber da war noch so viel zu tun: Er musste Rechnungen bezahlen und fünf

## Kapitel 4

### *Muttersuche*



Endlich Ferien! Jetzt durften wir nach Hause. Wir waren überglücklich. Es war wie Weihnachten!

Mein Herz klopfte vor Freude. Ich packte meine Sachen zusammen, aber ich war nicht wirklich bei der Sache. Ständig schaute ich aus dem Fenster, um es nicht zu verpassen, wenn Vater aus dem Auto stieg.

Endlich war er da, und er hatte alle Geschwister mitgebracht. Wie freute ich mich, sie alle wiederzusehen – Martina, Bruno, Uwe und besonders meinen Vater! Voller Freude warf ich ihm die Arme um den Hals.

Dann saßen wir alle gemütlich zusammen. Tante Martha hatte gekocht und gebacken. Anschließend zeigten wir unseren Geschwistern die Umgebung – die große Straße, den Spielplatz, die beiden Schulen. Und das alles in dem befreienden Wissen, dass wir mit nach Hause fahren durften! Unsere Kleider und die wenigen Schätze waren bald im Auto verstaut, jeder packte an. Gegen Abend fuhren wir los, nach Süden.

Nach einer langen Fahrt kamen wir glücklich in der Heimat an und schliefen sofort ein, so müde waren wir.



Am nächsten Tag ging Vater nicht zur Arbeit, er hatte sich noch einen Urlaubstag genommen, um uns beide willkommen zu heißen. Beim gemeinsamen Frühstück wurde es spannend – Vater hatte uns etwas Wichtiges mitzuteilen.

Er wollte für uns eine Ersatz-Mutter finden! Das fanden wir alle traumhaft, einfach genial. Auf die Zeitungsannonce hatte sich eine Dame gemeldet und am Nachmittag würde sie kommen, um uns kennenzulernen.

Also galt es jetzt erst einmal, die Wohnung auf Hochglanz zu bringen. Jeder wusste, was er zu tun hatte. Dieses Mal putzten wir voller Begeisterung, die Arbeit ging uns schnell von der Hand.

*Wie sieht sie aus? Was denkt sie wohl über uns? Ist sie auch lieb?* Alle diese Fragen stellten wir uns. Und noch viele mehr. Wir waren aufgeregt.

Wir wurden gebadet und ordentlich gekleidet. Jeder hatte seine Lederhose an. Selbst ich hatte eine, eine rote mit Herzchen-Taschen. Bevor die Frau kam, stellten wir uns zur Probe dem Alter entsprechend in einer Reihe auf. Alle außer Martina; warum sie nicht dabei war, weiß ich nicht. Sie war schon 17 und hatte einen festen Freund und wollte mit dieser Aktion wohl nichts zu tun haben. Vielleicht lehnte sie es auch ab, eine neue Mutter zu suchen; sie litt unter dem Verlust unserer Mutti am meisten, und sie hatte auch keine so gute Beziehung zu unserem Vater.

Gleich würde „sie“ kommen! Letzte Anweisungen, wie wir uns zu verhalten hatten: Wir sollten in unserem Zimmer bleiben, bis wir gerufen wurden. Die Spannung stieg ins Unerträgliche, das Herz klopfte bis zum Hals. Das hat man ja nicht alle Tage.

Und nun fuhr der Wagen vor. Neugierig drückten wir die Nasen an der Fensterscheibe platt. Vater begrüßte die fremde Frau und dann betrat sie das Haus. Beide gingen ins Wohnzimmer, um dort miteinander zu sprechen. Wir schlichen in die Diele, von dort aus konnte man wenigstens ein bisschen was hören.

*Was reden sie bloß so lange? Wie entscheiden sie sich?* „Achtung, sie kommen!“ Schnell zurück ins Kinderzimmer.

Endlich kam Vater und holte uns. „Kinder, jetzt seid ihr dran. Ihr könnt wählen“, sagte er. War das aufregend!

Unser Vater war toll: Er beschloss, dass wir die neue Mutter auswählen sollten, denn wir müssten schließlich den ganzen Tag mit ihr zusammen sein.

Wie wir es geübt hatten, stellten wir uns in unseren Lederhosen dem Alter nach in einer Reihe auf. Als die Frau hereinkam, begrüßten wir sie – die Buben mit einem Diener und ich als Mädchen mit einem Knicks.

Wir vier waren sehr aufmerksam bei der Sache, diese Frau betrachteten wir als Objekt. Nach einem kurzen Gespräch fragte Vater nach unserem Urteil. Darüber wollten wir aber zuerst ohne ihn abstimmen, also schickten wir ihn hinaus. Es war nicht schwierig, wir waren alle einer Meinung: Nein!

Die Frau wurde höflich verabschiedet und zur Tür gebracht.



Vater suchte weiter, und allmählich entwickelten wir Routine. Es mögen wohl zehn Frauen gewesen sein, die sich bei uns bewarben. Die eine war uns zu jung – die würde sicher nur viel ausgehen wollen und dann wären wir wieder allein gewesen –, die nächste zu alt, eine hatte selber zwei Kinder. Eine andere war uns zu streng, und das war unser Vater schon zur Genüge. Bei einer weiteren gefiel uns ihr Aussehen nicht. Bei der nächsten war es ihre unangenehme Art. Dann kam eine, die war zu nett, zu aufdringlich – und die letzte beachtete uns nur nebenbei, sie hatte nur Augen für unseren Vater, der ein charmanter Kavalier der alten Schule war.

Vater war sehr geduldig mit uns. Er meinte zwar: „So hat es keinen Sinn. Bei so vielen Frauen muss doch wenigstens eine dabei sein.“ Aber unser Nein war ein Nein, jedes Mal aufs Neue. Vater wollte aufgeben, aber dann konnten wir ihn doch noch zu einem weiteren Versuch überreden. Eine Mutter wollten wir schon, aber sie musste eben passen!

Wieder eine Antwort, wieder eine Putzaktion, Lederhosen. Darin sahen wir gut aus und es war originell. Vater holte sie ab, denn sie hatte keinen Führerschein.

Wow! War die hübsch. Attraktiv, elegant! Wie jedes Mal führte Vater sie zuerst ins Wohnzimmer; aber sie wollte zuerst uns sehen! Wir hatten gelauscht und alles mit angehört. Schnell huschten wir in unser Zimmer zurück. Schließlich sollte niemand bemerken, dass wir gelauscht hatten.

Vielleicht war es gerade dieser Satz, der uns überzeugte, ich weiß es nicht mehr. Wie jedes Mal standen wir vier nun wieder da wie die Orgelpfeifen, in unseren Lederhosen und mit unseren Rotznasen. Dieses Mal hatten nicht wir zu entscheiden, sondern sie traf die Entscheidung.

*Haben wir ihr Mitleid geweckt, haben wir ihr Herz berührt?* Ich weiß es nicht. Wir hielten Rat. Eigentlich hatten die Erwachsenen schon entschieden, und sie waren sich einig. Dennoch hatten wir das letzte Wort. Wenn wir dagegen gestimmt hätten, hätte Vater unsere Entscheidung sicher respektiert.

Aber dazu kam es nicht.

Aus Überzeugung hatten wir eine einstimmige Entscheidung getroffen: Diese Frau wollen wir in unserer Familie haben! Wir waren hin und weg von ihr. Es war Liebe auf den ersten Blick! Sie hatte eine mütterliche Ausstrahlung, und wir waren sicher, sie passte auch sehr gut zu unserem Vater. Beim Abschied wollten wir wissen, wann sie wiederkommen würde. Weitere Besuche folgten.



Das Ende der Ferien kam immer näher und damit die bange Frage: *Was wird aus Andreas und mir? Müssen wir danach wieder zurück?* Wenn ich nur daran dachte, verging mir das Essen und ich konnte mich nicht mehr freuen. Aber diese Frage blieb vorerst offen.

Jetzt war erst mal ein gemeinsamer Urlaub geplant – mit der neuen Ersatzmutter! Nach Italien sollte es gehen, dort wollten wir zelten, wie früher, als unsere Mutti noch da war. Eifrig halfen wir bei den Vorbereitungen und das Auto war bald gepackt. Damals hatten wir noch einen Taunus. Für sechs Personen eigentlich zu klein! Zum Glück gab es einen Anhänger und einen Dachständer. Jeder Zwischenraum wurde genutzt, das Auto war wirklich voll. Meine Brüder saßen auf der Rückbank, mir als der Kleinsten wurde die Hutablage zugewiesen. Das ging damals noch, und ich war einverstanden.

So kam der große Tag und wir zwängten uns aufgeregt ins Auto. Es konnte losgehen. Wir waren überglücklich!

Während der Fahrt wollte jeder einmal bei der „Neuen“ auf dem Schoß sitzen. Wir stritten regelrecht darum, wer denn als Nächster dran wäre. Nach langer Fahrt kamen wir an. Martina und ihr Freund waren schon dort und

## Kapitel 6

### *Ein Unglück kommt selten allein*



**W**enige Jahre nach der Hochzeit traf uns das nächste Unglück: Vater erkrankte sehr schwer, und auch Omi musste gepflegt werden.

Stiefmutter hatte, bevor sie zu uns kam, einen Kurs als Krankenpflegehelferin besucht und dann einige Jahre im Krankenhaus gearbeitet, darauf war sie sehr stolz. Heute wäre das nicht mehr möglich.

Vater erkrankte an Krebs. Mit dem Taxi fuhr er einmal die Woche zur Bestrahlung. Lange wussten wir nichts von seiner Krankheit, bis sie wirklich nicht mehr verschwiegen werden konnte. Eigentlich zu lange!

Mutter hatte ihm nicht gesagt, wie es wirklich um ihn stand, und Vater gab die Hoffnung nicht auf, wieder gesund zu werden. Er glaubte so fest daran, dass er sich sogar ein neues Auto kaufte. Er freute sich riesig über das neue Auto! Er war ja immer ein leidenschaftlicher Autofahrer gewesen und glaubte, nun würde er sicher wieder gesund.

Nur einmal fuhr er damit. Er kam mit dem Wagen von der Straße ab und landete im Graben. Zum Glück blieb er unverletzt, aber das Auto war Schrott. *Muss das auch noch sein?* Er hätte tot sein können! Er war zu krank, hätte nicht mehr fahren dürfen, und so hatte er die Herrschaft über das Auto ver-



loren. Ob er noch ein neues Auto gekauft hätte, wenn er gewusst hätte, wie es um ihn stand?

Warum verschwieg Stiefmutter uns und ihm die Schwere seiner Krankheit? *Wozu diese Lüge? Wozu einem etwas vormachen, wenn es doch nicht wahr ist?* Das Sterben gehört zum Leben. Es hätte uns allen geholfen, wenn wir der Realität ins Auge geschaut und die wenige verbleibende Zeit sinnvoll miteinander verbracht hätten.



Viele haben dazu gar keine Zeit mehr, sie sterben plötzlich und überraschend. Wenn man weiß, dass man bald stirbt, kann man die Zeit noch nutzen und sein Leben ordnen.

Diese Chance hatte mein Vater nicht. Er glaubte nicht, dass er schwer krank war, und dann war es zu spät. Aber Lebenszeit ist wertvoll, auch wenn sie mit der Krankheit durchlebt werden muss.

Eigentlich wurde ihm mit dieser Lüge diese wichtige Zeit gestohlen – und uns allen. Wir konnten sein Leid nicht wirklich mit ihm teilen. Wenn er die Wahrheit gewusst hätte, hätte er sich mit dieser Krankheit vielleicht anders auseinandersetzen können, hätte er vielleicht mehr Kampfgeist gehabt.



Wir hätten rechtzeitig eingeweiht werden müssen. Wir waren alt genug, um es zu verstehen. Ich war die Jüngste und ich war zwölf. Gerne hätte ich ihm noch meine Zuneigung gezeigt, aber wieder einmal wurde alles nur totgeschwiegen.

Stiefmutter hatte diese Zeit mit ihm gehabt, sie wusste ja, wie es um ihn stand. Wir Kinder nicht. Wären wir in die Krankheit mit einbezogen worden, das hätte unser aller Beziehung sicher sehr vertiefen können. Aber so blieben uns nur Schock und Ohnmacht. Wie damals beim Tod unserer Mutter.

Was tun in solch einer Situation? Wohin mit dem ganzen aufgestauten Schmerz?



Und wozu schonen? Dass einem keine Zeit bleibt, miteinander zu weinen? Dass keine Zeit mehr bleibt, das letzte Mal miteinander zu lachen? Dass keine Zeit mehr bleibt, sich auszusprechen?

Wir hätten uns auch in dieser Situation zurechtgefunden, wären an ihr gewachsen. Es hätte wehgetan, aber wir hätten es verstanden und akzeptiert. Irgendwann kommt die Wahrheit sowieso ans Licht und so viel älter wären wir dann auch nicht gewesen.

Zurück blieb die Wut in unserem Inneren.



Kein Wunder, dass ich mich manchmal unmöglich benahm. Aber wie konnten wir Rücksicht nehmen auf eine Krankheit, von der wir nichts wussten? Also rangelten und stritten wir weiterhin lautstark miteinander, wir waren aufsässig und nicht so ganz pflegeleicht. Wie immer eben.

Bei einer Auseinandersetzung mit Andreas wurde Vater einmal handgreiflich, und danach schwoll Vaters Hand an wie ein Ballon. Eigentlich wollte er den Teppichklopfer nehmen, aber den hatten wir versteckt, denn wir wussten schon, dass es Ärger geben würde. Ich hatte Angst, wenn Vater so cholerisch reagierte, und war froh, wenn der Streit wieder vorbei war. Schadenfroh lachten wir alle darüber, dass seine Hand anschwellte: Nun konnte er uns wenigstens nichts mehr tun.

Jedes Mal, wenn er solche Maßnahmen ergriffen und uns geschlagen hatte, tat es ihm hinterher leid. Manchmal weinte er sogar darüber, das erfuhr ich aber erst, als ich schon erwachsen war. So wenig kannte ich meinen Vater! Nie wurde über irgendwelche „Gefühle“ gesprochen, geschweige denn über seine Krankheit oder gar den Tod.

Weil Vater so viel krank war, wurde er schließlich entlassen. Der Chef glaubte nicht, dass er wirklich so krank war. Ein Jahr später war Vater tot.



Was für ein Druck muss auf ihm gelastet haben! Die Sorgen: Was wird aus den Kindern, wenn ich nicht mehr da bin? Wie wird es ihnen ergehen? So viele Fragen. So konnte er überhaupt nicht mehr richtig zur Ruhe kommen.

Als wir dann endlich die Wahrheit erfuhren, war es zu spät, um diese Zeit gemeinsam zu erleben. Da war er schon zu krank.

Es gab keine Gespräche, keine Erklärungen von Vater selbst. Dabei wäre gerade solch eine Erkrankung eine Möglichkeit gewesen, einander wieder näherzukommen.

Vater hatte sich immer auf die Seite seiner neuen Frau gestellt, das war der Grund für unsere Entfremdung. *Warum hat er nur ihre Nähe gesucht und nicht auch die unsere? Hat er uns nicht geliebt? Hat er uns nicht vertraut? Sind wir ihm denn nicht wirklich wichtig gewesen? Welchen Platz haben wir Kinder eigentlich im Herzen unseres Vaters gehabt?* Wir waren doch sein eigen Fleisch und Blut.



Diese Fragen konnte er nun nicht mehr beantworten; er konnte sich nicht mehr äußern. Die Krankheit war schrecklich. Es war Hodenkrebs. Man konnte sehen, wie er sich quälte. Alles ging so schnell, und dann konnte er das Bett nicht mehr verlassen. Er war schon sehr schwach. Seine Stimme war nur noch sehr leise, man konnte ihn kaum noch verstehen. Woche für Woche, Tag für Tag konnte man zusehen, wie er abnahm. Wie sehr er doch litt.

Stiefmutter verhielt sich in dieser Zeit uns gegenüber hervorragend und sie war auch sehr gut zu unserem Vater. Dank ihres Einsatzes konnte er zu Hause gepflegt werden. Der Arzt kam regelmäßig. Er war ein sehr guter Arzt, er war voller Mitgefühl und konnte es auch zeigen; wir hatten bei ihm ein gutes Gefühl. Es musste ein Katheter gelegt und täglich gewechselt werden. Damals war alles noch umständlicher als heute, inzwischen hat die Medizin ja große Fortschritte gemacht.

Schließlich wurden Vaters Schmerzen so unerträglich, dass er sie nur noch mit Morphium aushalten konnte. Vor der ersten Spritze war er noch bei vollem Bewusstsein; er wusste nun, dass er sterben würde. Jede Bewegung tat ihm sichtlich weh, nur noch langsame Handbewegungen konnte er machen. Viele Gedanken mussten ihn bewegt haben. Verantwortungsbewusst wie er war, wollte er sich noch von jedem von uns verabschieden.

So wurden wir alle ins Schlafzimmer gerufen. Wir hatten das Gefühl, das letzte Stündlein hätte geschlagen – und das war gar nicht so verkehrt. Denn dieser ersten

Morphiumspritze sollten regelmäßig weitere folgen und damit würde er nicht mehr ansprechbar sein. So ähnlich wurde es uns erklärt.

Schweigend standen wir im Schlafzimmer. Einzeln sollten wir zu ihm an sein Bett kommen. Jedem hatte er noch etwas zu sagen.

Ich stand da, stocksteif, wie angewurzelt. Ich hatte Angst. *Was kommt jetzt?* Mucksmäuschenstill war es im Raum. Keiner traute sich, eine Bewegung zu machen.

Jedem Einzelnen teilte Vater noch ein letztes Wort mit. Auch mir. Aber ich stand nur da und verstand nicht, was er sagte. Gerade als hätte ich keine Ohren. Das beschäftigt mich bis heute: *Was hat er mir gesagt?*

Ich weiß es nicht. Das ärgert mich heute noch. Ich schäme mich, dass ich das Wenige, das er noch zu sagen hatte, nicht behalten konnte. Ich wollte es nicht wahrhaben, dass er starb. Verzweifelt und erschrocken schaute ich ihn an. Raus hier! Raus aus diesem Zimmer! Voller Angst stürzte ich in die Küche, schnappte mir zwei Kochlöffel und bearbeitete damit wie wild einen Barhocker. Da war so viel Schmerz in meiner Brust, Verzweiflung und Hilflosigkeit. Ich wollte schreien und weinen, konnte es aber nicht, also machte ich mir auf diese Weise Luft.

Allerdings war das nicht die beste Idee; schon nach wenigen Takten kam Stiefmutter in die Küche gestürzt und wies mich zurecht, weil ich so einen Krach machte, jeder Schlag würde ihn schmerzen. Das verstand ich und hörte auf. Ich schämte mich für meine Rücksichtslosigkeit – aber ich wusste einfach nicht wohin mit meinem Schmerz.



Am nächsten Tag war es so weit, die Spritzen taten ihre Wirkung. Ganz apathisch lag er da und konnte nichts mehr sagen.

Ich konnte es nicht ertragen, wie hilflos er dalag. Von Tag zu Tag, zusehends verschlechterte sich sein Zustand. Nach der Schule mussten wir zu zweit im Schlafzimmer sitzen. Stiefmutter sagte, wenn Vater etwas brauchte, würden wir es an seinen Gesten erkennen. So wachten wir an seinem Bett. Kaum trauten wir uns zu atmen, es war uns mulmig zumute. *Was tun, wenn er tatsächlich etwas will? Was macht man dann?*

Ab und zu versuchte Vater, mit den Augen oder mit Handzeichen mitzuteilen, dass er etwas wollte; verstehen konnten wir ihn aber nicht. Dann holten wir schnell Stiefmutter zu Hilfe. Wenn sie das Zimmer betrat, konnte man erkennen, dass er sie wahrnahm. Die beiden hatten ihre eigene Sprache, sie lasen es einander wohl von den Augen ab. Sie wusste, was zu tun war.



Jetzt brauchte ich nachts nicht mehr umzuziehen, das Sofa im Esszimmer war zu meinem ständigen Bett geworden: Dadurch war ich plötzlich mittendrin. Ich bekam alles mit, was nachts geschah. Wenn irgendetwas mit meinem Vater nicht in Ordnung war, wurde es unruhig – und beim kleinsten Geräusch war ich wach und kroch aus dem Bett, um zu schauen, was los war.

Manchmal musste der Arzt auch in der Nacht kommen. Dann spähte ich durch den Türspalt. Wenn der Arzt wieder gegangen und alles in Ordnung war, ging ich unbemerkt in mein Bett zurück. Meine Brüder verschliefen das, im Keller bekamen sie nichts davon mit.

In dieser Zeit brauchte auch unsere Omi mehr Hilfe als bisher, konnte nicht mehr alleine aus dem Bett. Auch da mussten wir mit anpacken und so gut wie möglich helfen. Wenn nicht gerade bei Vater etwas war, war etwas mit Omi.

Gerne halfen wir, wo es nur ging. Für eine Person war sie zu schwer, so musste immer eines von uns Kindern mit anpacken, um sie auf den Nachtstuhl zu setzen. Anschließend ging es mit ihr wieder zurück ins Bett. Sie war so schwer und dabei ungelenkig, ja steif. Gelegentlich glitt sie uns sogar aus der Hand und dann fielen wir alle gemeinsam in ihr Bett. Falls sich das nicht gerade professionell anhören sollte: Wir waren noch Kinder, Andreas war 16 und ich war 12 Jahre alt. Omi nahm es mit Humor, sie konnte mit uns darüber lachen.

Omi bekam regelmäßig Besuch vom Pfarrer. *Warum besucht er nicht auch meinen Vater? Wenn schon ein Pfarrer ins Haus kommt, wieso geht er nur zur Omi und nicht auch zum Vater?* Schließlich lag Vater im Sterben.

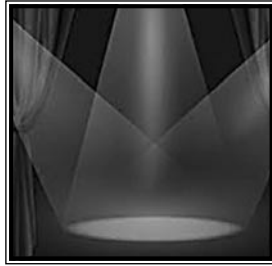


**Nun, Omi war katholisch und mein Vater war evangelisch. Aber in so einem Fall sollte man doch keinen so großen Unterschied machen.**



## Kapitel 9

### *Die Frucht des Verschweigens*



**D**ie Sache mit meinem Stiefbruder habe ich nie wirklich überwunden. Doch dann lernte ich wieder einen Mann kennen. Stiefmutter hatte ihn mir einmal angepriesen mit der Begründung, er hätte einen Bauernhof und bei ihm wäre ich gut versorgt. Wie wenn es mir um Versorgung gegangen wäre! Was nützt einem eine gute Versorgung ohne Liebe – das war für mich damals undenkbar. Ich war sauer: *Wie kann sie mir nur so einen Mann andrehen wollen?*

Der war überhaupt nicht mein Typ! Er wohnte nicht weit von mir entfernt, nur eine Straße weiter. Zwischen seinem Stall und unserem Haus lag nur eine große Wiese.

Der Mann war elf Jahre älter als ich und ein geselliger Mensch. Er ging gerne ins Gasthaus und liebte es, die Leute zu unterhalten. Nach außen hin war er lebenswert und hilfsbereit.

Er war von kleiner Statur, hatte kurze Beine und einen weiten Umfang. Kurz gesagt, er war dick. Also wirklich nicht mein Typ – aber sein Gesicht war freundlich. Heute ist es mir ein Rätsel, dass ich mich auf ihn eingelassen habe.

Wieder einmal war es bei einer Faschingsveranstaltung. Er fiel mir durch

seine Unterhaltungskünste auf, aber er interessierte mich nicht. Dann fand er heraus, dass ich in der Laienspielgruppe unseres Ortes mitmachte, und war von da an auch dabei. So konnten wir uns besser kennenlernen.



Das Theaterspielen machte mir sehr viel Freude. Da die Gruppe altersmäßig gut gemischt war, brauchten wir uns nicht zu verstellen, und wir hatten immer eine ideale Rollenverteilung.

Ab Herbst probten wir zwei- bis dreimal in der Woche, die erste Aufführung war für den ersten Weihnachtsfeiertag geplant. Es war nicht einfach. Mir wurde gleich eine große Rolle zugewiesen, und sie passte zu mir – ich spielte eine verliebte Wirtstochter. Den Verliebten spielte der dicke junge Mann, der tatsächlich in mich verliebt war, wenngleich ich das noch nicht wusste.

Als Stiefmutter erfuhr, wie viel Text ich zu lernen hatte, meinte sie, das sei zu viel für mich, das würde ich nicht schaffen. Mehr fiel ihr dazu nicht ein.

Ich war sauer. Ich hatte sie doch gar nicht um ihre Meinung gebeten. Ich wollte es ihr einfach nur sagen und hoffte, dass sie es auch toll fand. Sie sollte sich nur mitfreuen! Ich wollte, dass sie an mich glaubte – und dann das! Nun ja, eigentlich war ich solche Aussagen aus ihrem Mund gewohnt. Leider.

Ich ging trotzdem zu den Proben und es war immer sehr lustig. Jeden Tag freute ich mich darauf. Ich nutzte jede freie Minute zum Lernen, beim Bügeln und beim Putzen, egal, das Manuskript war immer dabei. Ich paukte wie eine Verrückte. Wollte Stiefmutter beweisen, dass sie falsch lag.

Zu den Proben gehörten auch die Bühnengestaltung und vieles andere. Alle waren begeistert dabei, und anschließend kehrten wir im nahen Gasthaus ein. Irgendwann hatte mir der dicke Mann während einer Probe seine Zuneigung gestanden. Ich ließ mich darauf ein und erinnerte mich noch, was Stiefmutter vor etwa einem Jahr zu mir gesagt hatte. Aber ich wollte von zu Hause weg und mir schien, dieser Mann meinte es ehrlich mit mir. Wir verabredeten uns außerhalb der Proben, hielten es aber erst mal geheim.



Vor Weihnachten häuften sich die Proben, und an dem Tag vor meinem Geburtstag wurde eine Extra-Probe angesetzt, damit es bei der nächsten Aufführung noch

besser klappte. Wie immer gingen wir auch an diesem Abend anschließend noch gemeinsam ins Wirtshaus; ich freute mich schon auf Mitternacht, da würden wir gemeinsam auf meinen Geburtstag anstoßen. Doch es kam anders.

Alfred drängte mich schon um elf Uhr, nach Hause zu gehen. Eigentlich wollte ich nicht. Wusste er denn nicht, dass ich morgen Geburtstag hatte? Warum wollte er so früh nach Hause? Alfred ließ nicht locker und ich gab nach und ging mit ihm. Warum drängte er mich so? Wollte er ganz romantisch mit mir allein in den Geburtstag hineinfliehn? Aber warum bestellte er dann vor dem Gehen noch ein Glas Wein?

Wir machten uns auf den Weg zu mir nach Hause. Auf halbem Wege blieb er vor seiner großen Wiese stehen und machte mir einen Heiratsantrag, und auf dieser Wiese wollte er ein Haus bauen. Ich stand da und war sprachlos; deshalb also verhielt er sich so komisch. Das erklärte alles! Ich freute mich und willigte ein.

Und wozu hatte er noch den Wein bestellt? Ganz einfach. Für den Frust, falls ich Nein gesagt hätte, oder zum Feiern bei einem Ja. Alfred brachte mich nach Hause und ging dann zu seinem Glas Wein zurück.

Ich zog Bilanz. Alfred meinte es ehrlich, er liebte mich, er wollte eine gemeinsame Zukunft mit mir. Ein Zuhause, wo man mich wollte, mich liebte und mich so nahm, wie ich war: für mich war das mehr, als man denken konnte! Stiefmutter hatte mir ja immer das Gefühl gegeben, ich wäre dumm, schlecht und lästig. Meine eigentliche große Liebe, mein Stiefbruder, hatte mich abgeschoben und gedemütigt.

Aber Alfred, so dachte ich, liebte mich wirklich. Ich mochte ihn und würde es schon noch lernen, ihn zu lieben. Dass er dick war, war für mich kein Hinderungsgrund. Ich dachte, dann läuft ihm schon keine hinterher und er bleibt mir treu. Und die große Liebe, die gab es sowieso nur im Film! Immerhin hatte Stiefmutter ihren zweiten Mann, unseren Vater, auch nicht aus Liebe geheiratet. Und sie waren glücklich gewesen.

Diese Neuigkeit musste ich Stiefmutter noch am selben Abend erzählen! Oder doch lieber nicht? Ich wusste noch gut, wie sie ihn mir damals so angepriesen und dass ich heftig darauf reagiert hatte. Aber ich sagte es ihr doch. Sie reagierte mit einem lauten Lachen – sie hätte es doch gewusst, wir würden zusammenkommen. Was meinte sie damit nur? Sie wusste, dass wir zusammenkommen würden? Seltsam. Aber ich dachte nicht weiter darüber nach.



Stiefmutter sorgte umgehend dafür, dass der ganze Ort Bescheid wusste.



Endlich war der große Tag gekommen, die erste Aufführung stand vor der Tür. Meine Anspannung stieg. Ich war unheimlich aufgeregt, aber den anderen ging es genauso. Einer vergaß sogar seinen Text, das heißt, er war einige Seiten weiter an einer Stelle, wo er noch gar nicht sein sollte. Und das ausgerechnet direkt nach meinem Einsatz! Zuerst war ich erschrocken und wusste nicht, was ich jetzt tun sollte. Aber dann redete ich einfach weiter, bis der andere seinen Faden wieder gefunden hatte.

Das war das Schlimmste: wenn einem der Text plötzlich nicht mehr einfiel, ein sogenannter Black-out. Am liebsten wäre man dann von der Bühne gegangen und nicht mehr erschienen – aber wir konnten alle Pannen gut überspielen. Mit der Zeit lernte auch ich, mit solchen Situationen umzugehen. Doch gerade bei der Premiere passierte mir eine Peinlichkeit:

Ganz zum Schluss der Aufführung musste ich eine Flasche Wein öffnen. Bei einer Probe hatte einer gesagt, nur so zum Spaß: „Und wenn der Korken abbricht?“ Ein anderer meinte, notfalls müsse ich eben den Korken mit dem Daumen in die Flasche drücken. Und tatsächlich, wie befürchtet brach der Korken wirklich ab! Ich stand da und spürte, wie mein Kopf rot anlief, und versuchte, die Situation mit irgendwelchen Redensarten zu überspielen, bis ich mich erinnerte. Also versuchte ich, den Korken mit dem Daumen in die Flasche hineinzudrücken. Aber ich wusste nicht, dass das so schwer ging! Mein Kopf wurde hochrot und mir wurde heiß, als hätte es auf der Bühne vierzig Grad gehabt.

Da, geschafft! Der Korken war drin! Ja, und für Abkühlung war auch gesorgt: Ein ganzer Strahl Wein spritzte mir ins Gesicht. Alle lachten und ich war erleichtert. Das Lachen war ganz in Ordnung, schließlich führten wir eine Komödie auf und die Zuschauer meinten, das gehöre zum Stück dazu. Die Premiere war ein voller Erfolg und die weiteren Aufführungen ebenso. Ich liebte es, auf der Bühne zu stehen.

Als die Theatersaison vorüber war, waren Alfred und ich ein Pärchen und jeder wusste es. Er war mir gegenüber richtig aufmerksam. Gemeinsam gingen wir weg und gemeinsam kamen wir wieder nach Hause – wie es eigentlich sein sollte.



Einige alteingesessene Mitbürger warnten mich vor ihm, er käme aus einer sehr rauen Familie. Ich ließ mich nicht verunsichern: „Es wird schon nicht so schlimm sein. Außerdem bin ich mit dem Sohn zusammen und nicht mit der Familie.“ Damals kannte ich Alfred nur von seiner besten Seite.

Außer an einem Wochenende, das war noch während der Kennenlern-Zeit: Wir wollten mit den Langlaufskiern für seine Eltern einen Weihnachtsbaum aus dem Wald holen. Die Skier musste ich aber erst noch herrichten lassen, natürlich in der Werkstatt meines Ausbildungsbetriebs. Mit dem Mofa ging das schlecht, also brachte Alfred mich am Freitagmorgen mit dem Auto hin und versprach, mich samt den Skiern am Samstag wieder abzuholen. Am Freitagabend ginge das nicht, da hätte er Weihnachtsfeier.

Wer am Samstagnachmittag nicht kam, war Alfred. Ich wartete und wartete, aber vergeblich. Was war los? Wie sollte ich jetzt mit den Skiern nach Hause kommen? Der letzte Zug war ja weg. Eine Stunde nach Dienstschluss nahm ich allen Mut zusammen und rief bei ihm zu Hause an. Seine Mutter nahm ab. Genervt, ja zornig knallte sie mir vor den Latz: „Der ist gerade eben nach Hause gekommen!“ Ich war entsetzt – über die Aussage an sich, aber auch darüber, wie sie es sagte. Das war mein erster Kontakt mit Alfreds Mutter.

Um Gottes willen! Doch dann beruhigte ich mich selbst – es würde schon eine Erklärung geben, warum er erst jetzt nach Hause gekommen war. Das war ein Fehler; jetzt hätte mir dämmern müssen, dass er nicht der Richtige für mich war. Doch ich war mir so sicher!

Richtig, gestern war ja die Weihnachtsfeier gewesen. Aber dass er erst über 24 Stunden später nach Hause kam? Wo war er gewesen und wieso hatte er mich vergessen? Was hatte er für einen wichtigen Grund, dass er mich nicht abholen konnte?

Viele Fragen gingen mir durch den Kopf. Da stand ich nun mit den Skiern und musste irgendwie nach Hause kommen. Trampen wollte ich nicht mehr, davon hatte ich genug. Hausers sahen mich in meiner Notsituation, aber es fiel ihnen nicht ein, mich nach Hause zu bringen. Und bitten wollte ich sie auch nicht. Es war mir schon peinlich genug, dass sie mitbekommen hatten, dass Alfred mich versetzt hatte.

Zum Glück erbarmte sich Bernd über mich. Der Kollege aus der Sportabteilung hätte schon lange Feierabend gehabt, aber er hatte noch zu tun. Gott

## Kapitel 11

### *Unvergesslich*



**A**m Abend brachen wir auf zur Hochzeitsreise, die mein Ehemann ohne mich ausgesucht hatte. Er hatte mich zwar gefragt, wohin wir fahren sollten, aber das war reine Formsache gewesen. Sein Plan war schon fertig; jedenfalls ging er kein bisschen auf meinen Vorschlag ein, gerade als hätte er nichts gehört. Alfred wollte unbedingt nach Südtirol, wo er schon öfter mit seinem besten Freund gewesen war. Ich wollte eher richtig weit fort, mit dem Flugzeug. Mir kam das Ganze etwas seltsam vor. Er wusste sogar schon, in welche Pension er gehen wollte. Da kannte er alles. Er! *Wir?*

*Schön und gut, was er da mit diesem Freund erlebt hat, aber will er mit mir nicht auch Neues erleben? Kann er das Vergangene nicht einfach ablegen? Trauert er seinem Junggesellen-Dasein nach?*

Doch wollte ich ihm eine gute Ehefrau sein, also ließ ich ihm seinen Willen. Ich hatte schließlich auch eine Vergangenheit, der ich entfliehen wollte. Ich wollte mich nicht so wichtig nehmen und nahm mich zurück, um ihm eine Freude zu machen. Aber ob er das verstand? Wahrscheinlich nicht.

Eigentlich war es mir ja egal. Wenn er glücklich wäre, würde ich ebenfalls davon profitieren! Ich war ja noch nicht viel gereist und kannte Südtirol noch nicht. Also fügte ich mich und fuhr mit ihm, wohin er wollte. Ich vertraute

ihm, denn eine Hochzeitsreise sollte etwas Unvergessliches sein, ein sehr schönes Erlebnis, an das man sich sein Leben lang gern zurückerinnert.



Diese Hochzeitsreise wurde in der Tat etwas Besonderes und Unvergessliches für mich – aber anders als gedacht. Die Pension war nichts Besonderes, aber sie war in Ordnung. Die ersten beiden Tage verliefen harmonisch.

Am dritten Tag machten wir eine kleine Bergtour. In der Hütte saßen singende Männer, sie waren schon ziemlich angeheitert; wir saßen am Nebentisch und freuten uns an dem kräftigen Hüttenschmaus. Doch dann konnte Alfred nicht mehr widerstehen, er wollte sich unbedingt dazugesellen. Ich wollte nicht. Trotzdem schaute er immer wieder zu ihnen hinüber und versuchte, mich zu überreden. Ich fühlte mich zunehmend unwohl – anscheinend fühlte er sich mehr zu diesen wildfremden Menschen hingezogen als zu mir. So konnte ich ihn gar nicht.

Einer dieser Männer forderte uns schließlich auf, sich zu ihnen zu setzen. Mein Mann strahlte über das ganze Gesicht, die Erleichterung war ihm deutlich anzusehen.

Es wurde ein heiterer Abend. Der Alkohol floss, die Lieder wurden lauter, die Gespräche loser. Ich trank zwar auch Alkohol, aber nicht so viel, und musste zusehen, wie mein Mann sich immer mehr betrank. Am Anfang war es ja noch nett; es wäre auch nicht so schlimm gewesen, wenn Alfred nur nicht so gesoffen hätte. Weniger hätte es auch getan.

Immer wieder forderte ich ihn liebevoll auf, dass wir gehen sollten, doch er hörte nicht auf mich. Dass er mich einfach ignorierte und überhaupt nicht auf mich einging, verletzte mich doch sehr. So hatte ich ihn noch nie erlebt! Nicht einmal auf der Hochzeitsreise konnte er sich beim Alkohol zurückhalten? An diesem Abend wurde mir klar: Ihn zu heiraten war ein Fehler gewesen! Doch jetzt war es zu spät. Meine Stimmung fiel steil ab, auf den Nullpunkt.

*Bin ich ihm zu langweilig? Ich wusste nicht, was ich davon halten sollte, und versuchte, meine Enttäuschung zu verdrängen. Warum hat er mein Nein nicht respektiert? Soll das nun immer so sein, dass er nicht auf mich hört?*

Endlich! Einer der Männer stand auf, und nun ließ sich auch mein Mann zum Aufbruch bewegen. Wäre ich nicht dabei gewesen, wäre er wahrscheinlich bis zum Morgen sitzen geblieben.

Den Heimweg schafften wir nur dank einer privaten Gondel. Irgendwann waren auch wir an der Reihe; mit uns stieg noch einer der Trinkkumpanen ein. Auch er hatte seine Sinne nicht mehr beisammen, und so saß ich nun mit zwei Betrunknen allein in einer kleinen Gondel. Sie hatten großen Spaß daran, immer wieder die Tür zu öffnen und sich weit hinauszulehnen. In dreißig Meter Höhe ist das einfach grauenvoll. Nicht auszudenken, was alles hätte passieren können! Endlich hatten wir wieder festen Boden unter den Füßen. Alfred konnte sich kaum aufrecht halten, und so dauerte es lange, bis wir in unserer Pension waren.



Auch für den nächsten Tag hatten wir eine Bergtour geplant, und ich war fest entschlossen, sie durchzuziehen. Es war eine Wohltat, ihn so leiden zu sehen, weil er seinen Rausch nicht richtig ausschlafen konnte. Oje, wie er sich den Berg hinaufquälte! Am Abend spielte ich mit fremden Leuten Canasta, weil er zu müde war und Kopfschmerzen hatte.

Als wir wieder nach Hause fuhren, war ich froh; der Beginn unserer Ehe war eine einzige Enttäuschung. Schon die bloße Tatsache, dass er sich auf der Hochzeitsreise so betrank, war schlimm für mich, sein Vollrausch war für mich ein Schock. Im Großen und Ganzen war die Reise alles andere als romantisch, sie war eher ein Albtraum. Unsere erste gemeinsame Reise hatte ich mir wahrlich anders vorgestellt! Die schönsten Momente behielt ich im Herzen und versuchte, das Negative zu verdrängen. Ich wollte nicht mehr daran denken.



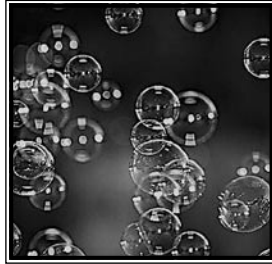
*Bin ich blind gewesen?* Bei den Signalen und Pannen, die sich schon vor der Hochzeit ereignet hatten, sowie an den Warnungen der Leute im Ort hätte ich merken müssen, dass irgendetwas nicht stimmt. Liebe macht blind, sagt man. *Also doch Liebe?*

Wegen des Vorfalls mit meinem Stiefbruder wollte ich nur von zu Hause weg. Darum konnte ich die Warnzeichen nicht sehen.



## Kapitel 18

### *Aus der Traum!*



**S**n meiner Arbeit ging ich richtig auf, ich hatte ja so viel Nachholbedarf: Viel zu früh war ich Hausfrau und Mutter geworden, gleich nach meiner Ausbildung, ohne mich im Beruf bewährt zu haben.

In diesem Job fühlte ich mich zum ersten Mal frei, gebraucht und unabhängig. Ich war so glücklich und konnte in dieser Zeit meine Sorgen für eine Weile vergessen. Jeden Tag kam ich gut gelaunt nach Hause und war auch meinen Kindern gegenüber positiv und ausgeglichen. Durch diese Arbeit bekam ich neue Kraft. Mein Selbstwertgefühl lief auf Hochtouren. Ich hätte Bäume ausreißen können!

Viele Gedanken und Pläne gingen mir durch den Kopf. Das war ja nur der erste Schritt; die Kinder gingen jetzt zur Schule, und nun war es denkbar geworden, meinen Mann zu verlassen. Wenn es auch nicht viel war, aber ich hatte jetzt ein eigenes geregeltes Einkommen und sah keinen Grund mehr, bei ihm zu bleiben. Ich war es satt, immer der Schuhabstreifer zu sein! Ich wollte in Zukunft lieber allein und im Frieden leben, auch wenn ich dann weniger zum Leben hätte. Ich wollte nicht mehr von meinem Mann angeschrien und abweisend behandelt werden –und jetzt schien der richtige Augenblick gekommen.



Meine „eheliche Pflicht“ hatte ich nach wie vor geleistet, obwohl ich keine Gefühle mehr hatte; immerhin konnte ich meinen Mann dadurch etwas besänftigen. Ob es richtig war? Ich weiß nicht. Aber ich war seine Frau und nahm meine Verpflichtungen als Ehefrau ernst.

Ich hatte immer verhütet. Als ich die Pille nicht mehr vertrug, entschloss ich mich zur Spirale. Aber wieder einmal konnte es bei mir nicht normal zugehen: Nach kürzester Zeit hatte ich beim Duschen plötzlich das Ding in der Hand. Das gibt es nicht! Wieder zum Frauenarzt. Er meinte, zu neunundneunzig Prozent könne so etwas nicht passieren, doch ich war dieses eine Prozent. Kostenlos bekam ich ein anderes Modell als Ersatz, aber schon nach sehr kurzer Zeit plagten mich plötzlich heftige Schmerzen im Bauchbereich. Ich ahnte, dass mit der Spirale etwas nicht stimmte; insgeheim befürchtete ich, dass sie verrutscht und ich dadurch schwanger geworden war. Also wieder zum Frauenarzt!

Meine Befürchtungen erwiesen sich als zutreffend: Ich war wieder schwanger! Konnte das sein? Für mich brach die Welt zusammen. Jetzt musste ich bei ihm bleiben. Alle Träume geplatzt, wie eine Seifenblase. Ich hatte mir alles so schön ausgedacht, aber es sollte nicht sein. *Wo soll ich auch hin mit zwei Kindern und einem Baby?*

Meine Arbeit war für mich der erste Schritt zur Freiheit gewesen. Seit ich einer regelmäßigen Arbeit nachging und dazuverdiente, hatte mein Mann sich zwar etwas mehr Mühe gegeben, aber diesem Frieden war nicht zu trauen. Der zweite Schritt wäre gewesen, den Mann zu verlassen, der mich nie wirklich geliebt, mich nur gedemütigt hatte.

Und nun waren alle Pläne und Vorstellungen auf einmal in weite Ferne gerückt. Ein Kind abzutreiben kam für mich nicht infrage – undenkbar, nicht nur, wenn ich an Gott dachte! Dieser Preis war wirklich zu hoch.

Als ich meinem Mann die „freudige Nachricht“ mitteilte, freute er sich tatsächlich riesig. Ein richtig schöner Anblick war das. Aber mir war klar, dass dieser Zustand nicht von Dauer sein würde; schon zu oft hatten wir einige schöne Tage miteinander gehabt und dann war er von heute auf morgen wieder ganz anders zu mir. Mein Mann machte noch Witze darüber, dass sein Sperma so scharf sei und sich durchgesetzt habe. Das fand ich überhaupt nicht zum Lachen!



Und auch jetzt war es wie Tauziehen: Am Anfang der Schwangerschaft kümmernte er sich wirklich rührend um mich. Er war wie ausgewechselt – gerade so, wie ich ihn ganz am Anfang kennengelernt hatte. Es war herrlich, wie er sich um mich bemühte! Wie bei den anderen Schwangerschaften, auch da war er zeitweilig wirklich rücksichtsvoll gewesen. Daher beschloss ich, meine Schwangerschaft zu genießen.

Ich hätte einen ganzen Stall voll Kinder bekommen sollen. Wenn ich schwanger war, konnte er Zuneigung und Freude zeigen. *Warum nicht auch sonst?* Ich hatte schon zu viel erlebt, um dem Frieden wirklich zu trauen. Aber ich wollte mir diese schöne Zeit auch nicht vermiesen lassen durch die Frage, was sein würde, wenn das Baby erst einmal da war. Davor hatte ich nämlich Angst.

Noch während der Schwangerschaft konnte sich mein Mann beruflich verändern, so standen wir finanziell besser da. Alles schien perfekt zu sein und ich schöpfte wieder Hoffnung, dass nach der Geburt alles normal sein würde.

## Mit vierzig gescheit oder nie in Ewigkeit

Bald würde mein Mann vierzig Jahre alt werden. Das wollte er richtig groß feiern, schließlich tut es da ja einen Ruck und der Mensch wird gescheit (das hatte ich zumindest von den Schwaben gelernt). Alfred bat mich, bei den Vorbereitungen zu helfen, und ich sah keinen Grund, es nicht zu tun. Ich wollte unserer Ehe noch eine Chance geben.

Ich war im achten Monat schwanger und hatte zwanzig Kilo zugenommen. Meine Beweglichkeit ließ zu wünschen übrig. Deshalb machte ich meinem Mann klar, dass ich nicht alles allein tun konnte und dass er mit anpacken musste. Das versprach er mir hoch und heilig. So machten wir einen Plan, wer was erledigen würde – unsere Arbeitsgemeinschaft schien wieder gut zu funktionieren.

Gleich am nächsten Tag weihte ich Stiefmutter ein. Ich hatte kaum zu Ende gesprochen, sagte auch sie mir ihre Hilfe zu. Mit großer Freude organisierte und plante ich, alles nach seinen Wünschen, und es machte wirklich Spaß. Stiefmutter und ich legten uns richtig ins Zeug; dieses Mal waren wir ein sehr gutes Team, wir waren so richtig in unserem Element – wir backten und kochten und alles war mehr als gelungen. Mein Mann steckte gelegentlich seinen Kopf durch die Tür und machte uns Komplimente.



Das Ganze sollte im Gemeindehaus stattfinden. Wie versprochen stellte er die Tische auf. Ich erinnerte ihn daran, auch die schweren Teller und die Stühle bereitzustellen. Natürlich! Selbstverständlich!

Alles war gekocht und gebacken. Stiefmutter war gegangen. *Aber wo bleibt mein Mann?* Ich hatte ihn schon eine ganze Weile nicht mehr gesehen. Vielleicht war er noch „kurz auf ein Bier“ zu seiner Schwester ins Wirtshaus gegangen? Ein Anruf bestätigte meine Vermutung. Am Telefon bat ich ihn nochmals um seine Hilfe. „Ich trinke noch schnell aus, geh schon mal vor, ich komme sofort!“ Ich glaubte ihm, packte alles ins Auto und fuhr zum Gemeindehaus; bis ich dort ankam, war schon eine ganze Weile vergangen, mein Mann war aber immer noch nicht da. Dabei waren es höchstens zwei Minuten zu Fuß. *Wo bleibt er nur?*

Je mehr ich wartete, umso größer wurde meine Wut. Ich ahnte nichts Gutes, und meine Ahnung bestätigte sich: Ich wartete und wartete und wartete, aber er kam nicht. Also rief ich ein zweites Mal an. Im Hintergrund hörte ich seine Stimme, Volltreffer also. Ich forderte ihn nochmals auf zu kommen und machte ihm klar, dass ich schon lange auf ihn wartete. Anschließend könne er ja weiterfeiern, fügte ich verständnisvoll hinzu. „Okay, ich bin gleich da.“

Und wieder warten, warten und nochmals warten. Wie schon so oft in all den Jahren. Vergeblich. Immer wieder schaute ich auf die Uhr und als er nach einer Stunde immer noch nicht da war, hatte ich die Teller schon mal selbst geholt.

Stunden später, es war schon nach Mitternacht, war der Saal fertig. Ich auch! Meine Wut stieg mit jedem Gang, vor Enttäuschung heulte ich nur noch vor mich hin. Heute war Alfreds Geburtstag, welch ein Anfang. Ich kochte vor Wut!

Jetzt brauchte ich nicht mehr anzurufen, das hatte keinen Sinn mehr. Obwohl, ich wollte doch wissen, ob er tatsächlich immer noch im Wirtshaus saß. Seine Schwester, taktvoll wie sie war, meinte nur, sie würden gerade auf seinen Geburtstag anstoßen. Ich hätte es wissen können! Jetzt heulte ich bitterlich.

Das war nun wirklich zu viel! Dieses Mal verzieh ich ihm nicht! Das war das letzte Mal, dass ich ihm bei so etwas half. Das Maß war voll.

Die Gedanken überrollten mich. Ich hatte ihn mehrfach daran erinnert, mir zu helfen. Er hatte es mir versprochen. Ich war schwanger. Hochschwanger! Wie konnte er mir das antun?

*Wozu lebe ich eigentlich?*



*I*ch war in einem Zustand der Verzweiflung und Hilflosigkeit. Ich sah in meinem Leben keinerlei Sinn mehr. Ich hatte keinen Lebensmut mehr. Die Freude war mir ganz abhandengekommen.

Keine Hoffnung mehr.

*Was sollen mir die Kinder, wenn ich in Wirklichkeit keinen Ehemann habe?*

*Wo bleibt für die Kinder der Vater, wenn ihm Freunde, Festzelte, sein Vergnügen wichtiger sind als die Familie?*

*Was ist das für ein Ehemann, der keine Rücksicht auf einen nimmt, der nur auf seinen eigenen Vorteil aus ist?*

*Ein Ehemann, der einen ablehnt, vielleicht sogar noch hasst?*

*Wozu die ganze Mühe im Haus und mit all dem, dem ich hinterherjage?*

*Warum noch hier sein, wo doch keine Liebe ist?*

*Wozu das alles?*

Nichts hatte mehr Bedeutung für mich.

Nichts war mir irgendwie noch wichtig. Ich war wie ausgebrannt. Ich war höchst unzufrieden mit meinem Leben, mit dem, was ich daraus machte und wie ich mein Leben selber zerstörte. Ich musste mit ansehen, wie alles den Bach runterging, wie alles zerbrach! Es fühlte sich an, als stünde ich neben dem Leben, als wäre ich gar nicht da. Als würde man einen gar nicht sehen. Unsichtbar, unscheinbar, unwichtig.

*Habe ich denn alles falsch gemacht?*

Nichts hatte mehr einen Sinn. Mein Leben dümpelte nur noch vor sich hin. Als kämpfte ich gegen eine Mauer an, die ich nie durchbrechen können würde.

Alles fühlte sich so weit weg an.

*Wozu lebe ich eigentlich?*

Zwar hatte ich drei wundervolle Kinder, sie waren gesund, folgsam und die beiden Großen waren einigermaßen gut erzogen, Kerstin war ja noch sehr klein. Ich liebte dieses kleine Kind, schon bevor es das Licht der Welt erblickte, und erst recht, als sie da war. Wie schön sie war, und ihre sonnige Art! Aber meine Seele war gespalten, ich hatte ein gebrochenes Herz. Die Kraft war einfach weg. So befriedigte es mich nicht mehr, dass ich nur die Kinder haben sollte und sonst nichts. Es hatte nie jemanden interessiert, dass ich für die Familie da war – als würde es gar nicht zählen, Hausfrau und Mutter zu sein.

Ich war kraftlos und deprimiert. Ich hatte den Kampf aufgegeben und wollte nicht mehr. Aber keiner erkannte meine Not. Und wenn sie gesehen wurde, interessierte es keinen, im Gegenteil: Wenn es mir schlecht ging, kam Schadenfreude auf. Eigentlich konnte ja auch keiner wirklich helfen.

Ich gebe es zu: Ich war neidisch und eifersüchtig auf harmonische, gut funktionierende Familien. Das wollte ich auch immer haben, aber ich bekam es nicht. Finanziell waren wir zwar gut versorgt; doch was nützte es mir, wenn ich allein war und es mit keinem teilen konnte, wenn in unserer Ehe, in unserer Familie keine Liebe wohnte.



Was wir sonst zum Leben brauchten, hatte immer ausgereicht und ich war damit auch zufrieden. Ich hatte zwar nie zu viel Geld gehabt, aber wir hatten auch keinen Mangel. Und doch fehlte etwas! Ich suchte und suchte. Was war für mich das Richtige? Ich suchte etwas, wusste aber nicht, was es war. Und ich fand es nicht. Es musste doch noch etwas anderes geben als diese ständigen Quälereien.

Ich war sicher: Es musste doch einen Grund geben für all das. Doch im Moment fand ich es nicht heraus.

*Wo sind für mich die Liebe, die Geborgenheit und das Zuhause, wo ich hingehöre?*

Das Haus war voller Menschen und doch war ich einsam. Ich hatte ein gebrochenes Herz, weil keiner mich mochte.

*Wo ist mein Zuhause, das Gefühl, angekommen zu sein?*

Ich hatte keinen Grund mehr, an dieser Ehe festzuhalten.

*Was für einen Sinn hat es noch, Kinder zu haben?*

*Was für einen Sinn hat es eigentlich, verheiratet zu sein?*

*Was ist das nur für ein Mann, dass er so mit mir umgehen kann?*

*Gibt es das eigentlich, „ganz normale“ Ehen?*

Diese Ideale waren meilenweit entfernt und ich glaubte nicht mehr daran. Für mich war das alles undenkbar. Ich sah alles nur noch grau in grau.

*Hat es für mich überhaupt noch einen Sinn, so ein Leben zu führen?*

*Hat es noch Sinn, weiter in dieser Ehe zu leben?*



Ich fühlte mich wie eine Gefangene. Ich war zwar versorgt, fand aber nicht die Geborgenheit, nach der ich mich so sehnte, die ich brauchte und nach der ich suchte. Es hatte keinen Zweck. Für mich schien es keinen Ausweg zu geben. Ich war gefangen in einer verzweifelten Ehe ohne Liebe, gefangen in dem Eheversprechen vor Gott, „bis dass der Tod uns scheidet“. Dieser Gedanke war für mich wie ein Albtraum und wie ein Strick um den Hals. „In guten wie in

schlechten Tagen“ – ich hatte ja keine Ahnung gehabt, dass fast nur schlechte Zeiten auf mich zukommen würden! Es war Leben ohne Hoffnung und ohne den Glauben, dass es irgendwann besser werden würde. Schon morgens beim Aufwachen fühlte sich das Herz so schwer an wie ein Stein. Von früh bis spät, bis es wieder zu Bett ging, standen mir die Tränen in den Augen.

Ich hatte nur noch eine einzige Hoffnung: meine Krankheit. Die Epilepsie. Froh sein über eine Krankheit? Der Gedanke selbst ist schon krank. Aber vielleicht konnte ich daran früher sterben. Die Anfälle setzten meinem Herzen ziemlich zu und meine Gedanken kreisten ums Sterben: Wie könnte ich selber von dieser Welt gehen? Alle Möglichkeiten stellte ich mir vor, doch ich war zu feige dazu.

*Vielleicht werde ich gar nicht so alt?* Oh, wäre das schön!

Man kann manchmal lange warten, bis man stirbt, gerade dann, wenn man darauf wartet. Doch schon bald holte mich die Realität wieder ein: die Kinder! *Was mache ich mit den Kindern?*

Sie waren mir wichtig; ich wollte sie gut versorgt wissen. Deshalb hatte ich bei den ersten beiden Kindern Paten ausgesucht, die ihnen in finanzieller Hinsicht etwas bieten konnten. Dann erkannte ich, dass das nicht gut war, und suchte für das dritte Kind Paten, bei denen es notfalls eine Versorgung mit viel Liebe finden könnte.

Meine Seele konnte dieses Leben nicht mehr ertragen. Die Kinder waren mir zur Last geworden: Sie waren der Grund, warum ich meinen Mann nicht verlassen konnte.

*Wohin mit drei Kindern?*

*Wie kann ich das alles bewältigen?*

*Wie soll ich sie denn versorgen?*

*Wem könnte ich sie überlassen?*

Zu Stiefmutter konnte ich die Kinder nicht bringen, das war vorbei. Sie machte mir nur das Leben schwer und sie wusste immer alles besser, auch wenn sie im Unrecht war. Das nervte mich, und es hintertrieb meine Kindererziehung. Die Paten?



Bei den großen Kindern hatte ich sowieso das Gefühl, dass ich ihnen unwichtig war. Die große Tochter ließ sich von Stiefmutter einwickeln. Bei ihr hatte sie immer alles bekommen, was sie sich wünschte und was ich ihr nicht geben konnte. Silvia stand immer auf Stiefmutter Seite, auch wenn die noch so unrecht hatte. Ich konnte recht haben und anstellen, was ich wollte, meine beiden älteren Kinder hielten nicht zu mir. Der Sohn war ganz auf seinen Vater fixiert; der konnte sich noch so danebenbenehmen, er hielt immer zu ihm.

Zum Davonlaufen!

Ich schämte mich über meine negativen Gedanken, aber sie waren nun mal da. Sie waren Realität. *Wie soll ich allein gegen diese Ungerechtigkeit angehen?* Es war wie ein Fass ohne Boden! In meinem Umfeld war es kein Segen, Kinder zu haben.



**Doch waren sie da und eigentlich waren sie mein einziger Halt, der einzige Grund, weiterzumachen. Sie waren Sinn und Inhalt meines Lebens. Schließlich war ich ihre Mutter und trug die Verantwortung für sie! So gut ich nur konnte, versuchte ich von ganzem Herzen, ihnen wenigstens das bisschen Liebe zu geben, das ich noch hatte.**



Aber das war nicht mehr viel. Ich hatte kaum noch Kraft, kaum noch Reserven. Immer wieder reagierte ich aggressiv, manchmal auch ungerecht. Dann gab ich meine Fehler offen zu und entschuldigte mich bei ihnen und versuchte, es wiedergutzumachen. Das war mir wichtig! Die Kinder sollten lernen, wenn sie einen Fehler gemacht hatten, wie man richtig damit umgeht: die Fehler erst eingestehen und dann wiedergutmachen. Ich setzte bei ihnen auf Vertrauen und Liebe.

Leider verstanden sie das nicht wirklich; offensichtlich waren meine beiden Gegner, die gegen mich arbeiteten, stärker als ich. Meine Gegner, das waren mein Ehemann und meine Stiefmutter, so traurig es auch klingen mag – zwei Personen, denen man eigentlich vertrauen können sollte.

Wie sehr hätte ich meinen Mann gebraucht, als Ehemann und als Vater meiner Kinder. Aber er zeigte keinerlei Verantwortungsbereitschaft, null Interesse für die Familie. Immer wieder hatte er uns vergessen und versetzt. Das Wichtigste waren für ihn Freunde und Kneipentouren, danach kam lange nichts

## Kapitel 26

### *Jetzt ist Schluss!*



*S*ch war allein. Ich fühlte mich so einsam. Ich fiel in eine schwere Depression.

Meine Familie hatte für mich keine Bedeutung mehr und ich meinte, ohne mich hätten sie es bestimmt leichter. Ich sagte zu Gott, er solle mein Blut nehmen, damit meine Familie gerettet würde. Ich war sehr apathisch. Jede Arbeit fiel mir schwer. An nichts mehr hatte ich Interesse, geschweige denn Freude. Ich fühlte mich ausgelaugt und total leer.

*Wozu lebe ich eigentlich noch?*

*Was hat das Leben für einen Sinn?*

*Zu was bin ich eigentlich gut?*

All die alten Fragen lebten wieder neu in mir auf. Meine Depression stieg weiter an: Nun hatte ich alles verloren, da war nichts, was mich noch hielt. Es gab nur Vorwürfe, Beschimpfungen und Ablehnung. Was ich getan hatte, war nicht zu entschuldigen. Gott hatte mir geholfen und die Beziehung beendet, aber ich hatte keinen Frieden in mir.

Meine Unzufriedenheit wuchs von Tag zu Tag. Ich fühlte mich schmutzig und wertlos, und da wollte ich einfach heraus!

Nacht für Nacht betete ich und jedes Gebet war getränkt mit meinen Tränen.

Ich bereute zutiefst, aber es half nichts. Ich stand da mit dem Schmerz, den ich mir selbst eingebrockt hatte. Stiefmutter wollte mich trösten, sie goss ihren Hass auf meinen Schwager über mich aus. Böse Worte fand sie für ihn: Er sei zwanzig Jahre älter und hätte es besser wissen müssen. Ich musste sie bremsen: „Nein, ich bin erwachsen und verheiratet. Ich hätte es auch wissen müssen! Ich wusste es auch, aber ich habe dieser Versuchung nicht widerstanden. Ich bin schuld.“



Ich bekannte mich zwar zu meiner Schuld, konnte aber nicht mehr damit leben. Die Tatsache, dass es zwischen meinem Schwager und mir nie ein klärendes Wort gegeben hatte, dass ich einfach so abserviert worden war, beeinträchtigte mein Selbstwertgefühl. Jede Nacht lag ich wach und erzählte Jesus, wie ich mich fühlte. Und ich gab mir alle Mühe, wieder gut zu sein!

Zuerst beschloss ich, bei der Arbeit ehrlich zu werden – damit auch diese Schuld von mir wich. Um wieder ein gutes Gewissen zu bekommen. Die Arbeit half mir zu vergessen. Aber sie fiel mir schwer.

Nach der Arbeit war ich für meine Kinder da. Aber ich funktionierte nur noch, hatte keinerlei Empfindungen, keine Gefühle mehr für sie. Als wäre ich schon ... Ja genau, jetzt machte ich Schluss!

Eines Abends – mein Mann war wieder einmal ausgegangen – beschloss ich, meinem Leben ein Ende zu setzen, damit keiner mehr durch mich geschädigt würde. Schluss jetzt! Ich legte mir einen Plan zurecht.

Die sanfte Methode wäre das Richtige für mich, ich konnte keinen Schmerz mehr ertragen. Und wenn ich ging, sollte alles in Ordnung sein! So brachte ich die Wohnung auf Hochglanz und kochte das Lieblingsessen meiner Familie. Schrieb jedem der Kinder ein Abschiedswort.

Am Abend wartete ich ab, bis die Kinder alle schliefen und mein Mann wie gewöhnlich im Wirtshaus war. Duschte mich, zog mir frische Kleider an. Dann nahm ich eine Flasche Wein und suchte alle Tabletten und Schmerzmittel zusammen. Mein Herz wurde immer schwerer und ich weinte aus tiefstem Herzen. So ging ich nochmals zu Gott:



O Herr!

*Vergib mir meine Schuld und vergib auch mein Vorhaben.  
Ich weiß, man darf es nicht tun. Deshalb komme ich zu dir und bitte:  
Sei du jetzt in dieser Stunde bei mir. Ich habe so viel Schlimmes getan  
und ich kann damit nicht mehr leben.*

*Ich bin gefangen in dieser Ehe, wo ich weder Freude und Erfüllung  
noch Liebe gefunden habe. Ich habe Dinge getan, durch die ich  
Menschen verletzt habe. Sie wären alle zufriedener und glücklicher,  
wenn es mich nicht geben würde.*

*Ich war und bin jedem gleichgültig. Ich sehe keinen Sinn  
in meinem Leben. Ich mache jetzt Schluss damit.*

*Jesus Christus, Gottes Sohn, mein Fürsprecher, mein Mittler, vergib mir  
meine Schuld und hilf mir. Ich weiß keinen anderen Ausweg mehr und  
ich bitte darum, dass ich für immer bei dir sein darf. Amen!*

Danach stand ich von den Knien auf, setzte mich auf mein Bett und füllte das Glas mit Rotwein. Nach und nach nahm ich die vorbereiteten Tabletten ein, versuchte, nebenher noch in der Bibel zu lesen. Die größte Wohltat waren die Psalmen, also blieb ich dabei.

Dann war die Flasche leer und alle Tabletten waren geschluckt. Ich legte mich hin und zog die Decke über den Kopf. Das war's dann wohl. Schluss! Den Wecker brauchte ich nicht mehr zu stellen.



Am nächsten Morgen wachte ich pünktlich auf und fühlte mich wie neu geboren. Ich war fit wie nie zuvor.

Das konnte ich nicht glauben! Keinerlei Übelkeit, kein Durchfall, kein Erbrechen noch sonstige Beschwerden? Für mich war es ein Wunder. Und ich begriff etwas: Gott hatte es nicht zugelassen, dass ich starb. Vielleicht waren es auch nur die falschen Tabletten gewesen.

## Kapitel 30

### *Jetzt wird aufgeräumt!*



Ich vertraute voll und ganz auf Gottes Hilfe. Ich war stärker geworden und meine Angst hatte nachgelassen. So schnell konnte mich nichts mehr erschüttern. Schließlich hatte Gott mir das Leben neu geschenkt. Diese zweite Chance wollte ich nutzen: Jetzt wird aufgeräumt!

Seltsam: Je mehr ich Gottes Wege ging, umso schwieriger wurde meine Lage! Aber ich war überzeugt, dass Jesus Christus mich durch diese Schwierigkeiten durchtragen würde. Ich beklagte mich nicht, schließlich hatte auch ich meinen Teil dazu beigetragen, dass in meiner Ehe nicht alles gut war, und das waren eben die Folgen.

Geld war für mich nie das große Thema. Ich war der Überzeugung, wenn ich Gottes Gebote halte und es ehrlich meine, wird er mich auch versorgen. Ich war zufrieden mit dem Wenigen, das ich hatte. Ich bin bescheiden aufgewachsen und stellte keine hohen Ansprüche.



Die Gottesdienste besuchte ich, so oft ich konnte. Gerne wäre ich öfter hingefahren, aber der finanzielle Engpass setzte meinen Wünschen Grenzen. – Eines Tages stand ich an der Tankstelle und die Tankkarte funktionierte nicht mehr. Was war das denn? Nach mehreren vergeblichen Versuchen fragte ich an der Kasse nach, und siehe da: Mein Mann, der schon immer versucht hatte, mich knappzuhalten,

hatte unsere gemeinsame Tankkarte für mich sperren lassen. Ohne Vorwarnung! Er hätte behauptet, gar keine Frau zu haben. Ich war erst einmal sprachlos. Dann gab ich die Überraschung zurück und sagte ihnen, ich sei seine Ehefrau. Wirklich peinlich, vom eigenen Mann so verleugnet zu werden.

Rita war entsetzt, aber das half auch nicht weiter. Der Verkäufer wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. Diese Situation war ihm sehr unangenehm, das war ihm anzusehen. Zum Glück hatte ich noch genug Geld in der Tasche und konnte trotzdem tanken und dem Verkäufer noch ein paar freundliche Worte sagen. Mittlerweile konnte ich mit solchen Peinlichkeiten ruhig und gelassen umgehen.



Auch unser gemeinsames Konto ließ er für mich sperren. Eiskalt. Dass er so weit gehen würde, das hätte ich nicht gedacht. Schließlich war ich immer noch mit ihm verheiratet! Zum Glück hatte ich für den Laden ein separates Konto eingerichtet.

Er gab mir siebenhundert Mark Haushaltsgeld im Monat, aber das reichte nicht wirklich. Mit dem Wenigen, was mir der Laden einbrachte, konnte ich mich gerade so über Wasser halten. Ich kam mir vor wie eine Alleinerziehende, mein Mann dagegen hatte Geld in Hülle und Fülle. Nicht selten spendierte er im Wirtshaus mehrere Flaschen Wein! Es brachte mich auf die Palme, wenn ich davon erfuhr: Mir rechnete er alles vor, aber was er Tag für Tag im Wirtshaus liegen ließ, das sah er nicht. Er beließ es ja nicht bei einem Bier, oft kippte er fünf oder sechs oder noch mehr, und oft aß er noch etwas dazu. Mit seiner Sauferei belastete er die ganze Familie.

Für das viele Geld, das er in den Gasthäusern ausgab, hätte man sich andere Dinge leisten können, zum Beispiel einen schönen Familienurlaub. Eigentlich hätte es uns richtig gutgehen können: Wir mussten keine Miete zahlen und die Nebenkosten waren nicht sehr hoch.

Ich hatte mich für ein ehrliches Leben mit Gott entschieden, sonst hätte ich schon lange das Konto abräumen können. Aber Geld war mir nie das Wichtigste. In der Bibel steht, dass Gott uns versorgt und uns Recht schafft, und darauf verließ ich mich. Je größer die Schwierigkeiten, umso stärker wurden mein Glaube und mein Vertrauen zu Gott.



Immer wieder erwähnte Pastor Daniel in seinen Predigten, wie wichtig Buße und Umkehr seien. Je mehr ich darüber nachdachte, je klarer wurde mir: Es ist an der Zeit, dass ich meine Sünden vor Gott bereinige, mein Leben aufräume, all das Gerümpel loswerde, das sich in mir angesammelt hat. Ich wollte sicher sein, dass Jesus mir vergeben hatte, und ich wollte all das Schlechte loswerden, das bei mir zusammengekommen war.

Das hört sich wie Beichte an, dachte ich. Aber dieses Wort hatte ich in der Freikirche noch nie gehört. Also nahm ich allen Mut zusammen und fragte den Pastor: „Ich will Buße tun, wie macht man das hier?“ Er freute sich sichtlich über meine Frage und dann erklärte er es mir genau.

Zu Hause ließ ich mir alles nochmals durch den Kopf gehen, und wie so oft fragte ich auch dieses Mal Gott, wie er das haben wollte:

*Vater im Himmel!*

*Ich will vor dich treten und meine Sünden bekennen. Ich möchte alles vor dir bereinigen, was in meinem Leben nicht in Ordnung war, und das ist sehr viel. Wohin soll ich damit gehen und wie soll das geschehen?*

*Ich bitte um deine Gnade und Vergebung.*

*Ich bitte um deinen Schutz und himmlischen Beistand.*

*Bitte führe und leite mich durch deinen Heiligen Geist.*

*Jesus Christus, Gottes Sohn, du bist auch für mich gestorben und hast auch für mich den Tod überwunden. Du hast dein Blut auch für mich vergossen. Reinige, heilige und befreie du mich. Ich bin ein Sünder und möchte meine Sünden vor dich und ans Kreuz bringen. Ich bitte um Vergebung. Bitte mach du all das Krumme in meinem Leben wieder gerade. Ich glaube dir und ich vertraue auf dich.*

*Ich danke dir. – Amen.*

Mir war es wichtig, zuerst zum Herrn zu gehen: Ich wollte, dass Gott auch bei diesem Vorhaben seine schützende Hand über mich hielt. Immerhin macht man sich sehr verletzlich, wenn man vor einem Zeugen seine Sünden bekennt: Was, wenn der diese Informationen nicht für sich behielt? Oder sie mir bei „passender“ Gelegenheit unter die Nase rieb? Das musste nun wirklich nicht sein.



Ein paar Tage später rief ich Pastor Daniel an und er lud mich zu einem persönlichen Gespräch ein. Seine Ehefrau war auch dabei. Zuerst beteten sie für mich und baten, dass Gott mir half, wenn ich jetzt mein Leben bereinigen wollte. Dann erklärten sie mir genau, wie sie das in ihrer Kirche handhabten. Dabei verflog meine Anspannung. Das alles beeindruckte mich sehr!

Dann war ich dran. Ich erzählte ihnen etwas über mein Leben und meine Nöte und auch, dass ich vorhatte, meinen Mann zu verlassen. Da unterbrach er mich und ermahnte mich, eine Ehefrau dürfe ihren Ehemann nicht verlassen, und zitierte gleich die Bibelstelle dazu:

*Für die Verheirateten dagegen habe ich eine verbindliche Vorschrift. Sie stammt nicht von mir, sondern von Christus, dem Herrn: Eine Frau darf sich von ihrem Mann nicht trennen.* 1. Korinther 7,10 (GNB)

Auch im nächsten Vers steht etwas Wichtiges zum Thema:

*Hat sie sich von ihm getrennt, so soll sie unverheiratet bleiben oder sich wieder mit ihrem Mann aussöhnen. Ebenso wenig darf ein Mann seine Frau fortschicken.* 1. Korinther 7,11 (GNB)

Ich schluckte. Ich war also tatsächlich lebenslänglich gefangen und den Demütigungen meines Mannes ausgeliefert. Ich war gefangen! Wenn auch in einem halbwegs vergoldeten Käfig.

Pastor Daniel und seine Frau verstanden meine Lage und versicherten mir, dass Gott darum wusste. Gott wolle, dass es uns gut geht, er wolle unsere Wunden heilen und unseren Mangel ausfüllen. Wir müssten bereit sein, vor dem Herrn alle Sünden zu bekennen, dann habe der Teufel kein Anrecht mehr auf uns und wir könnten ein Leben führen, wie es Gott gefällt.

Sie gaben mir Unterlagen, die mir helfen sollten, meine Sünden zu erkennen, und darunter stand jeweils ein Vorschlag, wie man beten konnte. Und sie versprachen, in der Gemeinde eine Frau zu finden, die mich auf diesem Weg seelsorgerlich begleiten würde.

Zum Abschluss beteten wir. Wir, also auch ich. Wir beteten, dass die richtige Person gefunden würde. Zuerst beteten Pastor Daniel und seine Frau, dann sollte ich ebenfalls laut beten. Ich sträubte mich. Was sollte ich nur sagen? Ich war es nicht gewohnt, laut zu beten, und schon gar nicht, wenn jemand zuhörte.

Ausgenommen natürlich das Gutenachtgebet und das Tischgebet, die kannte ich auswendig, das war etwas anderes.

Das war noch bevor ich den Laden hatte. Jahrelang war ich mit meinem Glauben und meiner Gottesbeziehung ziemlich auf mich allein gestellt gewesen. Natürlich war mir Beten nichts Fremdes mehr; alles, was mir auf dem Herzen lag, und alles, was mich bewegte, brachte ich im Gebet vor Gott.

Aber laut beten und andere hören zu? Das hatte ich noch nie getan! Sie sprachen mir Mut zu, also fing ich schüchtern an und stotterte so vor mich hin. Sie machten mir nochmals Mut: Es sei ganz normal, wenn es sich am Anfang etwas holperig anhören würde. Reine Übungssache. Mit der Zeit würde es fließender werden. Und so war es auch.

Nach diesem einen Gespräch war ich erst einmal erleichtert. Die Gespräche konnte ich immer mit einem Gottesdienstbesuch verbinden, das ließ sich gut einrichten. Immerhin saß ich für einen Weg eineinhalb Stunden im Auto, das musste sich doch irgendwie „lohnen“, und gerade nach so einem Gespräch wollte ich dem dreieinigen Gott danken und ihn ehren. Nach jedem Gottesdienst fühlte ich mich frei und voller Kraft; auch dieses Mal war es nicht anders. Danach fuhr ich in aller Ruhe nach Hause.



Auf der Heimfahrt dachte ich über unser Gespräch nach.

Die Bibelstellen, die der Pastor mir aufgezeigt hatte, nahm ich mir zu Herzen. Ich beschloss, meinen Mann nicht zu verlassen und alles zu versuchen, um mich mit ihm zu versöhnen. Ich wusste: Was sie mir gesagt hatten, das war die Wahrheit. Ich spürte einen großen Frieden in meinem Herzen.



Jetzt konnte es losgehen mit dem Aufräumen! Im Laden war es ruhig, so bereitete ich mich auf mein erstes Treffen zur Lebensbereinigung vor, für mich nannte ich es „meine erste Buße“.

Zuallererst lud ich im Gebet den Heiligen Geist ein und bat Jesus Christus, mir zu helfen. Ich legte ein leeres Schulheft auf den Tisch und schrieb alles auf, was mir in den Sinn kam. Das war eine ganze Menge! Ich erkannte bald, welch ein kostbarer Schatz der Ordner war, den ich zur Vorbereitung vom Pastor erhalten hatte:

## Nachwort

### *40 Jahre in der Wüste*



**S**nzwischen ist meine Stiefmutter gestorben. Auch dabei zeigte Gott seine Gnade: Ich war gerade von einer Reha zurückgekommen, erst seit einer Woche war ich wieder zu Hause, da klingelte mein Bruder Uwe an der Tür und teilte mir mit, Stiefmutter liege im Sterben.

Na, da muss ich wohl zu ihr ... Aber wenn sie mich nicht sehen will? Wenn sie allein ist und ich komme, dann ist es ja gut, aber man kann nie wissen – jetzt sind ja noch andere dabei. Oder wenn der Stiefbruder mich hinauswirft? Diese Befürchtung war nicht unbegründet, er hatte sich einmal in dieser Richtung geäußert.

Doch Uwe meinte, Mutter würde mich bestimmt sehen wollen; es gehe um sie und nicht um unseren Stiefbruder. Und dann fügte er mit Nachdruck hinzu: „Wer ist hier eigentlich die Gläubige?“

Seine Worte trafen mich; ich musste zugeben, dass er recht hatte. Also ging ich gleich am nächsten Tag zu Stiefmutter hinüber.

Ich war überrascht, wie freundlich sie mich begrüßte, und dass sie mich erwartet hatte! Sie war schon sehr geschwächt und das Reden fiel ihr sichtlich schwer. Wir hatten eine gute Zeit; ich fragte, ob ich für sie beten dürfe, und sie willigte ein. Also betete ich für sie und las ihr einen Psalm vor. Dann merkte ich, dass sie jetzt wieder Ruhe brauchte, und verabschiedete mich mit einem Kuss auf ihre Stirn.

Mit letzter Kraft bat sie mich, am nächsten Tag wieder zu kommen. Zu Hause beteten Karl und ich noch gemeinsam für sie.

Ich bin so dankbar für diese letzten Tage mit ihr. Es war ein Geschenk.

Am nächsten Tag konnte sie fast nicht mehr sprechen. Ich las ihr aus der Bibel vor, bis sie mich unterbrach und mit letzter Kraft sagte, ich solle die Tür schließen – und als ich das getan hatte, sagte sie: „Jetzt kannst du mich segnen.“

Ich segnete und salbte sie im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Nach einem Gebet verabschiedete ich mich und versprach, am nächsten Tag wiederzukommen. Es war der Vorabend des Todestages meines Vaters.

Auch am nächsten Tag ging ich zu Stiefmutter. Dort saßen sie in der Küche beieinander, wie früher: Stiefbruder und seine Frau, die Haushaltshilfe, die jahrelang alles für sie gemacht hatte, und die Pflegerin, die wir für die letzte Zeit angestellt hatten.

Stiefbruder sagte mir, Stiefmutter sei um neun Uhr vormittags gestorben; ob ich sie nochmals sehen wolle? Nein, das wollte ich nicht; ich setzte mich lieber zu ihnen, und wir erzählten aus ihrem Leben.

Nebenbei erwähnte ich, heute sei der Todestag meines Vaters, und das sei jetzt genau 40 Jahre her. Auf den Tag genau! Das machte sie nachdenklich.

*Und du sollst an den ganzen Weg denken, den der Herr, dein Gott, dich diese 40 Jahre in der Wüste hat wandern lassen, um dich zu demütigen, um dich zu prüfen und um zu erkennen, was in deinem Herzen ist, ob du seine Gebote halten würdest oder nicht.* 5. Mose (Deuteronomium) 8,2

Vierzig Jahre. So lange war das Volk Israel in der Wüste; nach 40 Jahren kamen sie in das gute Land, das Gott ihnen geben wollte. Auch für mich war nun das Ende meiner Wüstenzeit gekommen. Meine „Wüste“ begann mit dem Tod meines Vaters; damit war ich Stiefmutter ausgeliefert gewesen. Und nun, vierzig Jahre später, war dieser Lebensabschnitt abgeschlossen.

Das Datum ihres Sterbetags gleicht einem Wunder – und dass ich mit Stiefbruder wieder an einem Tisch sitzen konnte, ohne Groll zu verspüren, das gleicht einem Wunder, das ist nur durch Vergebung möglich.

Ich spürte Trauer, aber auch Befreiung. Und ich war so dankbar, auch dass Gott mir einen guten Abschluss mit meiner Stiefmutter ermöglicht hatte.

Das ist für mich Gnade.



Im selben Verlag erschienen:



Was wurde aus der Kraft, die vor 2000 Jahren die ersten Christen auszeichnete? Peter Ischka wollte es wissen – und begab sich auf den Spuren von Paulus auf eine leidenschaftliche Suche nach der Kraft des Glaubens. Herrliche Panoramabilder begleiten den spannenden Text.

Geschichte und Gegenwart verschmelzen: Istanbul, Konstantinopel, die Höhlenkirchen der Kappadokier – und die apokalyptischen Orte. An der türkischen Südküste sollte Peter Ischka vieles selbst erleben, wovon inS der Apostelgeschichte berichtet wird: Er bekommt den „Auftrag“, einen wegen seiner Bekehrung Eingesperrten aus dem Gefängnis zu befreien. Lesen Sie, wie das Unmögliche geschah. Am Tag darauf: Kirschgroße Nierensteine verschwinden nach schlichtem Gebet. Muslime erleben Träume und Visionen von Jesus, sogar ein störrischer Esel wird von dieser Kraft berührt.

**DIESES BUCH LIEST SICH WIE DIE FORTSETZUNG DER APOSTELGESCHICHTE**

**Leseprobe:** [www.agentur-pji.com/ADSNK-Leseprobe.pdf](http://www.agentur-pji.com/ADSNK-Leseprobe.pdf)

Gebunden, 160 S., 17 x 26 cm, 80 Farb- und 34 SW-Bilder

Best.-Nr: 453.103.778 ISBN 978-3-944764-01-6

<http://shop.agentur-pji.com>

**€ 17,95**